

Akademie Deutsch B2⁺

Zusatzmaterial Band 4

Transkriptionen

Im Folgenden finden Sie die Transkriptionen zu den Audios aus dem Zusatzmaterial, die nicht im Buch abgedruckt sind.

4 Freundschaft

01_AkaDeu_B2_ZM4_L28_4c_d_Freundschaft (7:53 Minuten)

- Interviewerin: Antonia, du hast dich in deiner Masterarbeit mit dem Thema Freundschaft beschäftigt. Warum ausgerechnet dieses Thema?
- Antonia: In der Soziologie ist das ein interessantes Thema. Man liest ja immer wieder, dass die neuen Medien zu Kontaktproblemen und oberflächlicheren Beziehungen im realen Leben führen. In meiner Masterarbeit wollte ich überprüfen, ob das wirklich stimmt.
- Interviewerin: In sozialen Netzwerken haben die meisten Leute in meinem Alter um die 300 Freunde. Wenn ich über meinen eigenen Freundeskreis nachdenke, sind es aber eigentlich viel weniger.
- Antonia: Ja, das ist wohl bei den meisten so. In sozialen Netzwerken werden alle Leute, die man kennt, direkt zum „Freund“. Im wirklichen Leben gibt es eine Abstufung zwischen Kollegen, Bekannten, Freunden und besten Freunden. Von den 300 „Internet-Freunden“ sind nur ein bis zwei beste Freunde und circa fünf enge Freunde. Man ist dann also virtuell mit über 280 Menschen „befreundet“, mit denen man in Wirklichkeit privat nichts machen würde.
- Interviewerin: Nur sechs bis sieben echte Freunde klingt aber sehr wenig. Ich würde jetzt spontan sagen, dass ich vielleicht 20 gute Freunde habe.
- Antonia: Ja, viele Leute denken, dass sie so viele Freunde haben. Aber wenn man dann genau überlegt, merkt man schnell, dass von den 20 eigentlich nur fünf immer noch gute Freunde sind. Die meisten anderen waren irgendwann mal gute, vielleicht auch beste Freunde, sind heute aber eher gute Bekannte.
- Interviewerin: Was genau ist denn dann die Definition von Freundschaft?
- Antonia: Ganz allgemein gesagt ist Freundschaft ein Verhältnis, das auf gegenseitiger Zuneigung basiert. In einer Freundschaft interessieren wir uns für jeden Aspekt aus dem Leben der anderen Person und ihre Meinungen und Ideen sind uns wichtig. Bei Bekannten ist das nicht unbedingt der Fall.
- Interviewerin: Gibt es ein Rezept für eine glückliche Freundschaft?
- Antonia: Ja, es gibt bestimmte Regeln, die generell für Freundschaften gelten. Einerseits muss man sich auf einen Freund verlassen können. Das heißt zum Beispiel, dass man erwartet, dass persönliche Dinge nicht weiter erzählt werden, also dass unsere Geheimnisse sicher sind. Darüber hinaus ist es auch von zentraler Bedeutung, dass Freunde einem den Rücken stärken, uns also in jeder Lebenssituation unterstützen. Andererseits ist es aber auch wichtig, dass ein Freund unsere Privatsphäre akzeptiert und uns unsere Freiräume lässt. Die meisten Menschen möchten keine Freundschaft, die sie erstickt oder einengt. Außerdem ist es wichtig, dass der Freund nicht auf den Partner oder andere Freunde eifersüchtig ist. Interessanterweise ist aber das wichtigste Kriterium für eine langjährige Freundschaft, dass der Freund uns ein positives Selbstwertgefühl gibt. Bei jeder Freundschaft spielt also eigentlich auch eine gute Portion Egoismus eine große Rolle. Wir wählen Freunde, die unsere Laune verbessern und uns vielleicht auch ein bisschen bewundern.
- Interviewerin: Gibt es einen Unterschied zwischen Männer- und Frauenfreundschaften?
- Antonia: Ja, den gibt es. Männer haben häufig Freundschaften, bei denen es vorrangig darum geht, gemeinsam etwas zu unternehmen. Frauenfreundschaften hingegen sind intimer und die emotionale Unterstützung steht im Vordergrund. Männerfreundschaften erscheinen zwar etwas oberflächlicher, halten aber häufig länger.
- Interviewerin: Wie entstehen Freundschaften denn überhaupt?
- Antonia: Es gibt verschiedene Voraussetzungen für Freundschaft. Die wichtigsten sind räumliche Nähe und Kontakthäufigkeit. Das heißt, dass man sich häufig sehen muss, und zwar persönlich.
- Interviewerin: Wenn ich das richtig verstehe, heißt das also, dass über das Internet keine neuen Freundschaften geschlossen werden können.
- Antonia: Jein. Das Internet kann schon ein Ort sein, an dem man sich kennenlernt. Aber irgendwann muss man sich auch mal von Angesicht zu Angesicht sehen, damit daraus eine wirkliche Freundschaft werden kann. Wenn zwei Menschen in unterschiedlichen Städten oder sogar Ländern wohnen, erschwert das ein persönliches Kennenlernen natürlich. Aber im Zeitalter von Billigfluggesellschaften und Mitfahrgelegenheiten ist es auch nicht unmöglich. Verschiedene Studien zeigen aber, dass die meisten Menschen mit Personen aus ihrer direkten Umgebung befreundet sind. Interessanterweise sind Studierende zum Beispiel häufig mit Leuten befreundet, die sie in den ersten Tagen an der Uni kennengelernt haben, weil sie nebeneinander gesessen haben. Der Zufall spielt also bei Freundschaften auch eine sehr große Rolle.
- Interviewerin: Das ist wirklich interessant. Aber man ist doch nicht automatisch mit Leuten befreundet, die neben einem sitzen.
- Antonia: Nein, natürlich nicht mit jedem. Die Chemie zwischen zwei Personen muss selbstverständlich auch stimmen. Die meisten Freundschaften beruhen darauf, dass es Gemeinsamkeiten gibt. Freunde sind oft in der gleichen Altersgruppe oder in einer ähnlichen Lebenssituation. Die Herkunft und ähnliche Einstellungen und Interessen sind auch wichtige Faktoren. Damit eine Freundschaft entstehen kann, müssen beide natürlich auch genug Zeit für eine Freundschaft haben.

Interviewerin: Behalten wir unsere Freunde denn ein Leben lang?

Antonia: Nein. Man kann davon ausgehen, dass wir alle sieben Jahre rund 50 Prozent unserer Freunde verlieren und stattdessen neue Freunde hinzugewinnen.

Interviewerin: Was führt denn zum Ende einer Freundschaft?

Antonia: Die meisten Freundschaften enden nicht abrupt im Streit, sondern schleichend. Der erste Schritt ist häufig das Entstehen einer räumlichen Distanz, zum Beispiel durch einen Umzug, oder den Wechsel von Schule, Uni oder Arbeitsplatz. Eine neue Partnerschaft kann auch zum Auslöser werden. Männer verlieren ca. die Hälfte ihrer Freunde, wenn sie die Frau fürs Leben kennenlernen. Bei Frauen ist die Zahl etwas niedriger. Wenn man dann eine Familie gründet, gehen noch mehr Freundschaften verloren.

Interviewerin: Man könnte das doch auch positiv sehen und sagen, dass man mehr Zeit für jede Freundschaft hat, wenn man weniger Freunde hat. Werden Freundschaften also intensiver?

Antonia: Nein, das passiert leider nicht. Die Zahl der monatlichen Kontakte mit Freunden halbiert sich ebenfalls. Bei Singles sind es ca. 13–14 Kontakte pro Monat, während es bei Menschen in einer Partnerschaft oder mit Kindern nur noch fünf bis sechs Mal monatlich sind.

Interviewerin: Also im Prinzip hat man nur noch einmal pro Woche Zeit für seine Freunde. Das ist natürlich schon ein bisschen traurig.

Antonia: Ja, das finde ich auch. Aber ich kann es auch nachvollziehen. Wenn man von Montag bis Freitag von 9 bis 17 Uhr arbeitet und danach noch nach Hause fahren und einkaufen muss, bleibt ja kaum noch Zeit. Die verbringt man dann meistens mit der Familie.

Interviewerin: Um noch einmal auf deine Masterarbeit zurückzukommen: Haben die neuen Medien einen negativen Einfluss auf unser Freundschaftsverhalten?

Antonia: Nein, neue Medien halten uns nicht davon ab, echte Freundschaften zu knüpfen. Ich konnte auch nicht feststellen, dass die Beziehungen oberflächlicher geworden sind. Ganz im Gegenteil gibt es sogar einen positiven Effekt von sozialen Medien. Sie helfen dabei, auch über lange Distanzen und lange Zeiträume Kontakt zu halten. Oft kreuzen sich die Wege später im Leben noch einmal und aus einer totgeglaubten alten Freundschaft kann auch schnell wieder eine aktive Freundschaft werden, wenn man zum Beispiel plötzlich wieder am selben Ort wohnt. Mir ist das zum Beispiel mit meiner besten Freundin aus dem Kindergarten passiert. Im Laufe der Schulzeit war unsere Freundschaft immer oberflächlicher geworden und während des Bachelorstudiums hatten wir nur sporadisch Kontakt. Jetzt leben wir zufällig wieder in derselben Stadt und sind wieder gut befreundet. Ohne das Internet hätten wir uns wahrscheinlich völlig aus den Augen verloren.

Interviewerin: Na, das ist ja eine schöne Story zum Abschluss! Antonia, ich danke dir für dieses Gespräch.

Antonia: Und ich danke dir, dass ich hier sein durfte.

2 Emojis

02_AkaDeu_B2_ZM4_L29_2c_e_Emojis (8:34 Minuten)

- Moderator: In einem direkten Gespräch haben nonverbale Signale wie Mimik und Gestik, aber auch Körperhaltung und Tonfall einen entscheidenden Einfluss auf die Kommunikation. Und darauf, wie eine Nachricht bei dem Gesprächspartner ankommt. In der schriftlichen Kommunikation aber fallen all diese Möglichkeiten weg. Das geschriebene Wort transportiert viel weniger Emotionen als das gesprochene Wort. Und genau deshalb benutzen wir Emojis. Habe ich das so richtig erklärt, Herr Prof. Pfister?
- Prof. Pfister: Ja, das haben Sie recht gut getroffen. Der Begriff Emoji stammt übrigens aus dem Japanischen und setzt sich aus den Wörtern *e* für *Bild* und *moji* für *Schriftzeichen* zusammen. Diese Bildzeichen machen es möglich, zusätzlich zum Text auch noch einen bestimmten Gefühlszustand mitzuteilen. Beim Chatten, Mailschreiben usw. trennt uns ja oft eine große Distanz. Entweder befinden sich die Kommunikationspartner an weit voneinander entfernten Orten oder in ganz unterschiedlichen Situationen. Emojis können in solchen Situationen kommunikative Nähe schaffen, indem sie Gefühle transportieren, die die Kommunikationspartner verbinden. Sie lassen sozusagen eine gewisse Vertrautheit entstehen.
- Moderator: Frau Fritz, würden Sie sagen, dass Emojis eine Bereicherung der schriftlichen Kommunikation darstellen?
- Vanessa Fritz: Auf jeden Fall! Emojis sind für mich ganz klar eine Bereicherung! Es gibt keinen schnelleren Weg zu kommunizieren! Manchmal schreibe ich meinen Freunden nur in Bildern, nicht in Worten. Wenn wir uns beispielsweise verabreden, schicke ich nur ein Daumen-hoch-Emoji als Antwort. Das sagt „Geht klar, bin dabei!“ – Worte spare ich mir dann ganz. Das Emoji sagt eben einfach schon alles. Emojis bieten aber auch die Möglichkeit, einen freundlichen oder ironischen Ton in eine Nachricht zu bringen. Die Aufforderung an meine Mitbewohnerin „Du bist heute dran mit Küche putzen.“ klingt weniger hart, wenn ich sie zum Beispiel mit einem grinsenden Smiley beende. Früher, da brauchte es sicher noch keine Smileys, weil sich schriftliche Kommunikation auf Briefe beschränkte. In so einem Brief an einen Freund hatte man ja genug Platz, um mit vielen Worten seine Gefühle genau zu beschreiben. Aber so ein Chatverlauf ist doch etwas ganz anderes! Da schreibt man keine langen Romane! Der Chat ersetzt doch im Grunde das Face-to-Face-Gespräch. Und da braucht es einfach Werkzeug, um Mimik, Gestik und andere körpersprachliche Signale eines echten Face-to-Face-Gesprächs zu ersetzen.
- Moderator: Das war die Stimme eines sogenannten Digital Natives – also einer Person, die mit diesen digitalen Kommunikationsformen aufgewachsen ist. Ihre Generation, Frau Fritz, zählt auf jeden Fall zu den Digital Natives. Daher ist der Bezug zu Emojis sicherlich anders als bei Ihnen, Herr Professor Pfister. Benutzen Sie denn auch Bildzeichen zur Kommunikation?
- Prof. Pfister: Das tue ich, allerdings sehr sparsam. Ich ziehe nach wie vor das persönliche Gespräch allen anderen Kommunikationsmöglichkeiten vor. In einer direkten Unterhaltung kann man durch zahlreiche Signale seine Nachricht an das Gegenüber am allerbesten ausdrücken. Dabei kann ich dann auch gleich feststellen, ob das Gegenüber mich richtig verstanden hat. Also bei einem ironischen Kommentar erwarte ich beispielsweise ein Lächeln bei meinem Gegenüber. Oder wenn ich meinen Gesprächspartner kritisiere, kann ich durch ein freundliches Gesicht und eine weiche Stimme ein wenig die Härte rausnehmen. Das persönliche Gespräch ist auch deshalb immer meine erste Wahl, weil das geschriebene Wort viel länger andauert. Man kann es immer und immer wieder lesen, allerdings ohne dass man dadurch irgendeine neue Information erhalten würde. In einem persönlichen Gespräch ist das völlig anders: Da ist das Wort verschwunden, sobald es ausgesprochen ist. Das gesprochene Wort wird ja nirgendwo dokumentiert. Eventuell fragt der Gesprächspartner noch einmal nach, dann bekommt man aber im Gegensatz zum geschriebenen Wort nicht exakt dieselben Informationen wie zuvor. Meist formuliert der Gesprächspartner den Inhalt leicht um. Auf diese Art erhält man dann sogar noch neue Informationen!
- Moderator: Wenn Sie in Ihrem Arbeitsalltag nun aber doch nicht die Möglichkeit haben, persönlich mit jemandem zu sprechen und stattdessen schriftlich kommunizieren müssen, nutzen Sie dann – in E-Mails an Studenten etwa – auch Emojis, beispielweise zum Abschwächen einer Kritik?
- Prof. Pfister: Nein. Das finde ich sehr unpassend. Diese Bildchen gehören für mich nur in die private Kommunikation und auf keinen Fall in berufliche Nachrichten. Außerdem möchte ich noch hinzufügen, dass Emojis die Interpretation einer Nachricht nicht immer erleichtern. Es gibt einige Smileys und andere Zeichen, die Interpretationsspielraum lassen. So kann man zum Beispiel den Zwinkersmiley ganz unterschiedlich interpretieren: Er kann als Verweis auf einen Scherz, aber eben auch zum Flirten verschickt werden. Es gibt auch viele Zeichen mit Fingern, bei denen man vorsichtig sein muss. Denn die Gesten haben in verschiedenen Kulturkreisen oft unterschiedliche Bedeutungen.
- Moderator: Erst vor einigen Wochen sind 70 neue Emojis auf einem der größten Messengerdienste hinzugekommen. Nun gibt es Personen-Emojis in verschiedenen Hautfarben. Ein Grund dieser

Erweiterung war, dass mit den Symbolbildern diverser und diskriminierungsfreier kommuniziert werden soll. Finden Sie, dass Emojis das nun möglich machen?

Prof. Pfister: Ich denke, dass es einige Personen-Emojis nun in verschiedenen Hautfarben gibt, schafft schon ein gewisses Bewusstsein für die gesellschaftliche Vielfalt. Aber ich bezweifle, dass es langfristig möglich sein wird, alle benachteiligten Gruppen als Emoji abzubilden.

Vanessa: Ich freue mich über die Erweiterung der Hautfarben! Das war höchste Zeit. So sind die Emojis definitiv eine offene und nicht diskriminierende Ausdrucksform. Und in meinem Umfeld stelle ich immer wieder fest, dass die neuen Emojis auch tatsächlich angenommen und häufig genutzt werden. Oft will man beim Chatten ja ein Gefühl von sich selbst wie Freude, Schock oder Erschöpfung mit einem Emoji ausdrücken. So kann man das zu seinem Aussehen am besten passende Emoji auswählen.

Moderator: Frau Fritz, Sie studieren Marketing und sind auch gerade bei uns in dieser Abteilung als Praktikantin tätig. Haben Sie aus diesem Bereich noch einen anderen Blick auf die Verwendung von Emojis?

Vanessa: Ja! Ich sehe noch die kreative Chance, Sprache und Bilder auf interessante Weise zu kombinieren. Das macht für viele auch das Spannende an der Verwendung von Emojis aus. Sie haben manchmal gar nicht so sehr eine rein kommunikative Funktion, sondern eher eine spielerische Funktion. Zum Beispiel schickt mir meine Freundin aus dem Urlaub die Nachricht: „Am Meer ist es einfach wunderbar!“ und hängt dann noch ein Bildchen mit einem aufgespannten Sonnenschirm am Strand hinter der Textnachricht an. Zur kreativen Verwendung passt auch der Trend „my day in emojis“, dieses „Mein Tag in Emojis“, bei dem man versucht, allein nur mit den Bildzeichen seinen Tag nachzuerzählen. In meinem Freundeskreis ...

6 Mediennutzung – ein Interview

03_AkaDeu_B2_ZM4_L30_6a_b_Mediennutzung (6:46 Minuten)

- Moderator: Als der Fernseher in die bundesdeutschen Haushalte einzog, glaubten viele Experten an den langsamen Tod des Kinos. Und tatsächlich ging Mitte bis Ende des 20. Jahrhunderts die Zahl der Kinos deutlich zurück – ja, es kam zu einem regelrechten Kinosterben. Heute ist die Zahl in Deutschland zwar immer noch leicht rückläufig, doch mit rund 1 600 Kinos bleibt sie deutschlandweit relativ stabil. Ähnlich verhält es sich mit dem Buch. Auch hier wurde wegen der Entwicklung von E-Book-Readern und Tabletrechnern schon das Ende des klassischen Buches vorausgesagt. Doch bleibt die Zahl der Nutzer von elektronischen Medien vergleichsweise gering. Ich möchte mich nun mit einer Medienexpertin darüber unterhalten, wie es sich tatsächlich mit der Mediennutzung verhält. Frau Dr. Eva Merz leitet den Lehrstuhl für Medienkunde an der Freien Universität Potsdam und kann uns – hoffe ich – ein paar Fakten liefern.
- Merz: Das hoffe ich auch!
- Moderator: Frau Dr. Merz, Computer und Smartphones sind doch vermutlich die meistgenutzten Medien, oder?
- Merz: Nein, das sind sie in der Tat nicht. Im Gegenteil. Zumindest, wenn wir uns auf Deutschland beschränken. Da führen mit weitem Abstand das Fernsehen und das gute alte Radio.
- Moderator: Das hätte ich nicht gedacht. Aber Sie kommen in Ihrer Studie tatsächlich zu diesem interessanten Ergebnis. Was genau haben Sie denn untersucht?
- Merz: Wie Sie ja in Ihrer Anmoderation sehr schön beschrieben haben, hat uns interessiert, welche Anteile Medien wie Kino, Fernsehen und Internet, aber auch DVDs, Streamingdienste oder Zeitungen und Bücher aufweisen. Und da gibt es ein paar interessante Entwicklungen.
- Moderator: Zum Beispiel?
- Merz: Hätten Sie gedacht, dass die Deutschen mehr Zeit mit Bücherlesen verbringen als mit Computerspielen oder dem Streamen von Musik? Zumindest statistisch?
- Moderator: Wirklich?
- Merz: Ja, pro Tag verbringen die Bundesbürger rund 35 Minuten mit einem Buch, aber nur 23 Minuten mit Computerspielen. Musikstreaming nimmt nur 20 Minuten ein.
- Moderator: Erstaunlich! Bei meinen Kindern habe ich das nicht beobachtet ...
- Merz: Wir haben das Mittel von Personen ab 14 Jahren errechnet. Bei Kindern und Jugendlichen ist der Anteil an Spielen natürlich wesentlich höher. Auch Onlinevideos zu gucken, ist in der Altersgruppe bis 20 Jahre sehr viel ausgeprägter. Das nimmt aber mit dem Alter ab. In diesem Zusammenhang müssen Sie zwei Aspekte berücksichtigen.
- Moderator: Nämlich?
- Merz: Erstens ist die Altersgruppe der Kinder und Jugendlichen im Verhältnis kleiner als in anderen Ländern ...
- Moderator: Stichwort „alternde Gesellschaft“ ...
- Merz: Ganz genau. Zahlenmäßig die größte Gruppe in Deutschland sind heute Frauen ab 60 Jahren. Und zweitens ändert sich das Nutzungsverhalten, je älter die Menschen werden.
- Moderator: Zum Beispiel?
- Merz: Nehmen wir das Fernsehen. Es steht einsam auf Platz eins mit 240 Minuten pro Tag. Und der Fernseher läuft umso länger, je älter die Menschen werden.
- Moderator: Vier Stunden lang läuft täglich der Fernseher?!
- Merz: Im Durchschnitt, ja. So haben wir es ermittelt.
- Moderator: Und dann folgt das Radio, sagten Sie.
- Merz: Genau. Das Radio läuft in deutschen Haushalten drei Stunden pro Tag. Das hat übrigens die Teilnehmer unserer Studie selbst überrascht.
- Moderator: Das kann ich nachvollziehen. Gefühlte läuft bei uns zu Hause der PC länger als der Fernseher.
- Merz: Das kann ja auch sein. Aber mit unserer Studie wollten wir nicht herausfinden, wie lange der Computer läuft, also das Gerät, wenn Sie so wollen, sondern welches Medium Sie damit nutzen. Wenn Sie sich über Ihren Rechner also Musik anhören, fällt das unter die Kategorie Musikstreaming. Sehen Sie sich auf dem Rechner eine DVD an, interessiert uns die DVD.
- Moderator: Ah, ich verstehe. Mit dem Fernseher sieht man eben nur fern. Und mit dem Radio hört man eben nur Radio. Den Computer verwendet man aber auf verschiedene Weise.
- Merz: Ganz genau.
- Moderator: Also Fernsehen und Radio auf Platz eins und zwei – was liegt denn auf dem dritten Platz?
- Merz: Das Internet, aber weit abgeschlagen mit nur 42 Minuten.
- Moderator: 42 Minuten? So wenig? Allein für meine E-Mails brauche ich am Tag eine Stunde.
- Merz: Das mag sein, aber die tägliche Kommunikation haben wir auch nicht untersucht. Bei der Internetnutzung hat uns nur interessiert, wie lange Sie im Internet surfen, auf einer bestimmten Webseite bleiben usw. Kommunikation wäre Gegenstand einer ganz anders angelegten Studie. Bei Zeitungen und Büchern haben wir auch nicht unterschieden, ob die Leser sich eine Zeitung am Kiosk kaufen oder sie online lesen. Bei Büchern genauso: Ob Sie ein Buch eben als Buch

oder digital auf Ihrem E-Book-Reader lesen, war für uns nicht von Interesse. Ganz so, wie ich am Anfang sagte: Wie viel Zeit verbringen die Nutzer mit Fernsehen, mit Webseiten, mit Musikvideos oder mit einem Buch.

Moderator: Jetzt habe ich es begriffen. Und wie lange beschäftigen wir uns überhaupt mit Medien am Tag?

Merz: Im Schnitt zehn Stunden, das ist ein ganzer Arbeitstag.

Moderator: Ui! Ganz schön lang. Nun noch eine Frage zum Schluss: Was ist denn mit dem guten alten Kino?

Merz: Tja, das Kino liegt abgeschlagen auf dem letzten Platz: Nimmt man alle Kinobesuche unserer Befragten zusammen, ergibt sich daraus eine Stunde pro Tag.

Moderator: Nun, das Wochenende naht; meine Frau und ich werden versuchen, diesen Wert aufzubessern. Frau Dr. Merz, vielen Dank, dass Sie heute hier waren.

Merz: Ich danke Ihnen.

31 Unsere Erde

5 Politische Talkshow

04_AkaDeu_B2_ZM4_L31_5a_Politische_Talkshow (7:39 Minuten)

Vgl. Text im Buch auf S. 65–67

32 Das Gewissen isst mit

8 Fleischkonsum – ein Podcastinterview

05_AkaDeu_B2_ZM4_L32_8b_c_Fleischkonsum_Teil_1 (3:28 Minuten)

Teil 1:

- Moderatorin: Willkommen bei unserem kulinarischen Podcast für jedermann. Mein Name ist Judith Fischer und ich spreche hier jede Woche mit einem neuen Gast rund ums Essen und Genießen. Heute soll es um ein Thema gehen, das uns gesellschaftlich schon längere Zeit beschäftigt – und das der ein oder andere vielleicht schon nicht mehr hören kann: Fleischkonsum. Ist der Verzehr von Fleisch heutzutage noch moralisch vertretbar? Und lassen sich die gesellschaftlichen Diskussionen über Tierwohl und artgerechte Tierhaltung mit dem grundsätzlich akzeptierten Verzehr von Fleisch vereinbaren?
Zu genau diesem Thema habe ich mir heute den Autor des Bestsellers „Fleisch – von der Masse zur Klasse“, Arno Weise, eingeladen, um mit ihm über seinen persönlichen Weg zu einem nachhaltigen und reflektierten Fleischkonsum zu sprechen.
Arno, herzlich willkommen, schön, dass du dir heute Zeit für uns nimmst.
- Arno Weise: Ich freue mich hier zu sein. Vielen Dank für die Einladung.
- Moderatorin: Dein Buch – ich würde es als eine Kreuzung aus Koch- und Sachbuch bezeichnen – ist gerade erst vor ein paar Monaten erschienen und wurde sofort tausendfach verkauft. Das ist auf dem Kochbuchmarkt bestimmt nicht selbstverständlich, immerhin ist die Konkurrenz ja groß. Woher also dieser Erfolg mit einem Buch über nachhaltigen Fleischkonsum? Hast du damit womöglich einfach den Zeitgeist getroffen? Wer an der Fleischtheke im Supermarkt die Augen offen hält, entdeckt ja immer mehr Fleischwaren aus ökologischer und nachhaltiger Landwirtschaft.
- Arno Weise: Ja, das erklärt den Erfolg meines Buchs zumindest teilweise. Ich bekomme aber von meinen Lesern interessanterweise auch immer wieder die Rückmeldung, dass sie die persönliche Geschichte mögen, die hinter dem Buch steckt. Ich erzähle im ersten Teil meines Kochbuchs von meiner Suche nach artgerechter Tierhaltung und meinem Weg hin zu einem bewussten Fleischkonsum. Das hat viele Menschen berührt und zum Nachdenken gebracht.
- Moderatorin: Jetzt hast du uns neugierig gemacht. Würdest du für unsere Hörer deine persönliche Suche nach der idealen Haltungsform kurz umreißen? Ohne zu viel zu verraten, du willst das Buch ja schließlich noch verkaufen.
- Arno Weise: Klar, gern! Für mich gehörte Fleisch als Kind selbstverständlich zum Essen dazu. Ich habe mir damals nie Gedanken darum gemacht. Für meinen Vater war eine Mahlzeit nur dann eine Mahlzeit, wenn auch Fleisch dabei. Der wurde richtig sauer, wenn meine Mutter mal vegetarisch für die Familie gekocht hat. Um Streit zu vermeiden, hat meine Mutter dann jedes Gericht mit Fleisch gekocht. Kartoffeln gab es mit Specksoße, Nudelauflauf mit Schinken, Bohnensuppe mit Dosenfleisch. Meine Mutter war eine ausgesprochen gute Köchin und wir Kinder liebten all ihre Fleischkreationen.
- Moderatorin: Also hast du erst begonnen, dir Gedanken um deinen Fleischkonsum zu machen, nachdem du ausgezogen warst?
- Arno Weise: Nicht direkt. Als ich zum Studieren ausgezogen bin, habe ich erst einmal so weitergekocht, wie ich es von meiner Mutter kannte. Ein paar Jahre später lernte ich meine Frau kennen, und wir bekamen selbst einen Sohn. Auch da habe ich erst einmal so weitergemacht wie bisher. Immer, wenn ich mit Kochen dran war, gab es Fleisch. Das war irgendwie so in mir drin. Damals habe ich meine Lebensmittel im Supermarkt gekauft. Ich hatte keine Ahnung, woher das Fleisch eigentlich kam, das ich meiner Familie da auftischte. Und ich habe mir auch überhaupt keine Gedanken darüber gemacht.

06_AkaDeu_B2_ZM4_L32_8d_e_Fleischkonsum_Teil_2 (2:56 Minuten)

Teil 2:

- Arno Weise: Erst in einem Urlaub in Südafrika vor etwas mehr als zwei Jahren habe ich dann angefangen umzudenken. Dort war ich mit meiner Familie auf einer Farm zu Gast, auf der unter anderem auch Schweine gehalten wurden. Mein Sohn und ich standen jeden Tag am Zaun des Schweinegeheges und verbrachten Stunden damit, die Tiere zu beobachten. Seitdem ist mir klar, dass jedes Schwein seinen eigenen Charakter hat. Da waren Schweine, die den ganzen Tag faul in Matschpfützen herumlagen und sich sonnten. Andere sind ständig herumgelaufen, haben miteinander getobt, gespielt und gestritten. Und wieder andere bewachten die Herde. Die fingen immer laut an zu grunzen, sobald sie uns gesehen haben. Mit am interessantesten war es, den kleinen Ferkeln zuzusehen, wie sie zum ersten Mal aus der Scheune kamen, um zusammen mit ihrer Mutter frische Luft zu schnuppern. Manche Ferkel sind mutig vorausgegangen, während sich andere immer hinter ihrer Mutter versteckt haben. Da wurde mir bewusst, wie unterschiedlich die Schweine alle waren. Das war wirklich faszinierend. Wer hätte schon gedacht, dass auch Schweine in einem richtigen sozialen Gefüge leben. Ihr Verhalten wirkte teilweise fast menschlich.
- Moderatorin: Aber Schweine bleiben nun mal Nutztiere ...

- Arno Weise: Genau, das ist der Haken an der Sache. Die Schweine werden dort auf der Farm eben nicht nur zur Freude der Gäste gehalten, sondern auch als Schlachttiere. Die Farm versorgt sich größtenteils selbst mit Lebensmitteln und das Fleisch der Schweine stellt nun einmal eine der Hauptnahrungsquellen für die Farm und deren Feriengäste dar. Außerdem sind die Schweine auch eine gute Einnahmequelle, da das Fleisch an benachbarte Farmen verkauft wird.
- Moderatorin: Weißt du, wie die Schlachtung auf dieser Farm vonstattenging?
- Arno Weise: Gesehen habe ich es nicht, aber die Bäuerin hat es mir erzählt. Sie selbst ist die Hauptbezugsperson der Herde, die Schweine kennen sie also gut. Die Bäuerin fängt das Schwein, das geschlachtet werden soll, ein und separiert es von seiner Herde. Dann führt sie es hinter den Schuppen und setzt ihm den Bolzenschuss, um es zu töten. Das ganze Prozedere dauert nicht länger als zwei Minuten. Bevor das Schwein überhaupt realisiert, dass etwas anders ist als sonst, ist es schon tot. Erst nach ihrem Tod werden die Schweine dann zum Schlachter gefahren, wo ihr Fleisch verarbeitet und portioniert wird. Dadurch wird der Lebendtransport vermieden.
- Moderatorin: Das klingt verhältnismäßig stressarm für die Tiere.
- Arno Weise: Das ist es auch, davon bin ich überzeugt.

07_AkaDeu_B2_ZM4_L32_8f_Fleischkonsum_Teil_3 (5:17 Minuten)

Teil 3:

- Arno Weise: Diese Geschichte hat meine komplette Einstellung in Bezug auf Fleischkonsum verändert. Ich hätte niemals gedacht, dass es eine Haltungsform gibt, die einen respektvollen Umgang dem Tier gegenüber erlaubt und gleichzeitig die Gewinnung von Fleisch möglich macht. Noch aus dem Urlaub heraus habe ich mich informiert, welche Haltungsformen es in Deutschland gibt, woher das Fleisch aus dem Supermarkt stammt und ob es dazu Alternativen gibt.
- Moderatorin: Und dabei bist du vermutlich auf zahllose Bio-Siegel, -Label und Verordnungen gestoßen?
- Arno Weise: Genau, viele Fleischhersteller versprechen ja schon einen würdevollen Umgang mit den Tieren, aber jeder Hersteller setzt das individuell um. Manche Produzenten versprechen beispielsweise kurze Transportwege für die Schlachttiere, garantieren aber keinen Auslauf; andere Ökosiegel wiederum setzen sich für Freilandhaltung ein, erlauben aber, dass die Tiere zur Schlachtung ins Ausland transportiert werden. In Deutschland gab es damals keinen einheitlichen Standard. Und mir war das einfach zu undurchsichtig. Da wurde mir klar, dass ich mein Fleisch von da an nicht mehr im Supermarkt kaufen wollte. Ich wollte sehen, wo und wie die Tiere, die ich esse, aufwachsen, und ob sie bis zur Schlachtung ein lebenswertes Tierleben führen dürfen. Und vor allem war und ist mir auch heute noch wichtig, dass die Tiere keine langen und stressigen Transporte vor der Schlachtung mitmachen müssen.
- Moderatorin: Das klingt nach sehr hohen Ansprüchen. Wie konntest du die umsetzen?
- Arno Weise: Nach unserem Urlaub habe ich wochenlang in meiner Freizeit verschiedene Bauernhöfe in der Umgebung besucht und mir die Haltungsbedingungen selbst angesehen. Leider habe ich nicht einen einzigen Hof gefunden, der auf dem gleichen Niveau war wie der Hof in Südafrika. Zu diesem Zeitpunkt haben meine Familie und ich uns komplett vegetarisch ernährt. Ich hatte einfach das Gefühl, die Fleischindustrie, so wie ich sie bis dahin durch meine Recherchen kennengelernt hatte, nicht mehr unterstützen zu wollen.
- Durch eine Kollegin habe ich dann irgendwann den ultimativen Tipp bekommen – sie fragte mich, ob ich nicht ein Schwein mit ihr teilen wolle. Sie hatte Kontakt zu einem Bauern, der eine kleine Schweineherde hielt, von der ein paar Tiere einmal im Jahr für seine eigene Familie und für einige wenige Freunde und Bekannte geschlachtet wurden. Keine langen Transportwege, ein glückliches Schweineleben – das klang perfekt für mich. Ich bin dann auch selbst auf den Hof gefahren und hab mich persönlich von den Haltungsbedingungen vor Ort überzeugt. Da hatte ich zum ersten Mal wieder ein gutes Gefühl! Meine Kollegin und ich kauften dem Bauern dann zusammen ein ganzes Schwein ab und teilten uns das Fleisch. Nach der Schlachtung konnte man seine Schweinehälfte dann direkt beim Bauern abholen. Der Preis war ziemlich hoch, aber das war es wert – und ich habe tatsächlich alles bekommen, was mal zu dem Tier gehört hatte. Neben den normalen Sachen wie Schweinebraten, Würstchen und Koteletts gab es also auch alle Innereien, die Haut und die halbe Schweineschnauze.
- Moderatorin: Schweineschnauze? Klingt nicht gerade verlockend.
- Arno Weise: Ja, man muss schon kreativ werden, um wirklich alle Teile des Schweins zu verwerten. Ich habe wochenlang nach Rezepten im Internet gestöbert und ältere Verwandte nach Ideen gefragt. So sind über Monate einige leckere und vor allem außergewöhnliche Rezepte zusammengekommen! Du wirst lachen, aber „Snuten un Poten“, also Schweineschnauze und Schweinefüße mit Sauerkraut, gehört mittlerweile zu den Lieblingsrezepten meiner Familie.
- Moderatorin: Verstehe, und so kam dann also die Idee zu deinem Kochbuch?
- Arno Weise: Ja genau, ich habe in der Zeit gemerkt, wie groß das Interesse von Freunden und Bekannten an der kompletten Verwertung unseres halben Schweins war. Viele waren erstaunt darüber, dass das überhaupt möglich ist. Wir haben damals oft Freunde zum Essen eingeladen und alle waren begeistert. Die Idee, daraus ein Kochbuch zu machen, ist dann bei einem dieser Essen mit unseren Freunden entstanden.

- Moderatorin: Und wie ist es heute? Wie würdest du deinen Fleischkonsum heute beschreiben?
- Arno Weise: Wir essen inzwischen viel bewusster Fleisch. Wir wissen, woher es stammt und können genau nachvollziehen, wie viele Tiere für das Fleisch, das bei uns auf den Tisch kommt, gestorben sind. Auch meinem Sohn gegenüber kann ich unseren Fleischkonsum besser vertreten. Er weiß genau, dass unser Fleisch von einem Lebewesen stammt. Das ist eine wichtige Einsicht, die ich meinem Kind unbedingt mitgeben wollte.
- Moderatorin: Jetzt hat ja nicht jeder von uns eine Kollegin mit Verbindungen zu einem Schweinebauern. Was würdest du unseren Hörern in Bezug auf deren Fleischkauf raten?
- Arno Weise: Also ich würde mich erstmal in der näheren Umgebung ...

33 Arbeit ist das halbe Leben

9 Ausbildung und Studium finanzieren

08_AkaDeu_B2_ZM4_L33_9b_c_Ausbildung_und_Studium (4:35 Minuten)

Sprecherin 1:

Ja hallo, ich bin die Lena. Ich bin 22 Jahre alt und studiere Elektrotechnik. Dieses Fach habe ich gewählt, weil ich später als Ingenieurin arbeiten will. Das Studium ist ziemlich schwer, finde ich. Wir müssen viel auswendig lernen und viel Mathematik machen. Da bleibt leider wenig Zeit für Hobbys oder Freizeit. Ein Nebenjob ist da undenkbar. Aber zum Glück können meine Eltern mir das Studium finanzieren. Sie sind beide berufstätig, mein Vater ist Erzieher und meine Mutter ist auch Ingenieurin. Sie bezahlen meine Miete und geben mir das Geld für den Lebensunterhalt, also für Essen, Kleidung, Bücher fürs Studium und was ich sonst noch so brauche. Außerdem geben sie mir das Kindergeld, als Taschengeld sozusagen. Ich bin ziemlich froh, dass sie in der Lage sind, mich zu unterstützen. Dann kann ich wenigstens in den Semesterferien entspannen, während manche Kommilitonen einen Ferienjob machen müssen. Naja, dafür muss ich für meine Mathe-Wiederholungsklausur lernen. Aber ich brauche eben auch keinen Kredit aufzunehmen und muss keine Schulden machen. Und nach dem Studium finde ich hoffentlich schnell eine Arbeit, am liebsten als Ingenieurin bei einem Energiekonzern, das würde mich sehr interessieren.

Sprecherin 2:

Ich bin Julia, 19 Jahre alt und komme aus Düren. Dort habe ich letztes Jahr mein Abitur gemacht. Ist eigentlich ganz gut gelaufen. Trotzdem, für Medizin war es leider nicht gut genug. Da gibt es ja einen NC und nur die Besten bekommen einen Platz. Ich habe mich zwar beworben, aber leider hat es nicht geklappt. Zuerst war ich ziemlich enttäuscht, aber dann dachte ich mir, naja, mache ich halt eine Ausbildung. In Aachen wurde ich angenommen, dort werde ich jetzt zur Krankenpflegerin ausgebildet. Im ersten Lehrjahr bekomme ich da gut 1.000 Euro monatlich. Für Miete und so weiter ist das in Aachen aber nicht genug. Deshalb habe ich auch noch BAföG beantragt, also die Bundesausbildungsförderung. Ich bekomme nun monatlich einen Zuschuss vom Staat. Damit kann ich insgesamt ganz gut leben. Nach der Ausbildung finde ich auf jeden Fall einen Job, Krankenpfleger werden ja zurzeit gesucht. Und wer weiß, vielleicht studiere ich eines Tages ja doch noch Medizin.

Sprecherin 3:

Guten Tag, mein Name ist Xia und ich komme aus China. Ich bin vor zwei Jahren nach Deutschland gekommen, da war ich gerade mal 18. Ich wollte Informatik studieren, denn ich habe Computer schon immer geliebt. Aber zuerst musste ich natürlich Deutsch lernen. Ich habe also einen Deutschkurs gemacht, dafür habe ich zum Glück ein Stipendium bekommen. Die deutsche Sprache ist richtig schwer, und die akademische Sprache, also an der Universität, ist noch viel komplizierter. Ich hab zwar die DSH-Prüfung bestanden, aber ich habe gedacht, neee, studieren auf Deutsch, das ist einfach nichts für mich. Da habe ich überlegt, und dann habe ich mich entschieden, lieber eine Berufsausbildung zu machen. Es war nicht leicht für mich, eine Ausbildungsstelle zu finden. Ich hab soo viele Bewerbungen verschickt. Bei einer Firma hat es dann endlich geklappt, ich bin zu dem Bewerbungsgespräch gegangen und habe den Platz bekommen. Es ist eine duale Ausbildung, eine Mischung, manchmal Arbeit im Betrieb und manchmal Berufsschule, mit Lehrer und Unterricht und so. Das macht richtig Spaß. Ich verdiene noch nicht so viel, erst 900 Euro. Aber das wird ja bald mehr. Ich hoffe, dass ich nach der Ausbildung in dem Betrieb bleiben kann, die Leute da sind wirklich nett. Gestern hat meine Chefin mir gesagt, dass ich gute Chancen habe, übernommen zu werden, denn die Firma wächst. Drücken Sie mir bitte die Daumen!

6 Insolvenz

09_AkaDeu_B2_ZM4_L34_6b_c_Insolvenz_1 (2:57 Minuten)

Person 1:

Ich hab schon mit 18 während der Schulzeit in der Gastronomie gearbeitet. Im Studium bin ich dabei geblieben. Neben meinem Germanistikstudium habe ich in den verschiedensten Cafés und Bars gekellnert. Nach dem Studium hoffte ich natürlich auf den ersten richtigen Job. Aber leider: Fehlanzeige – und so habe ich mich von unbezahlten Praktika zu einem schlecht bezahlten Volontariat bei einem Verlag gehandelt. Die Arbeit dort hat aber wenig Spaß gemacht, und 2011 war ich schließlich so weit, mich neu zu orientieren und ein Café zu eröffnen. Schließlich hatte ich ja schon einige Erfahrungen in der Gastro gesammelt – dachte ich. Wovon ich aber nicht so viel Ahnung hatte, waren Finanzen. Deshalb habe ich mir damals einen Finanzberater gesucht, mit dem ich zusammen einen Businessplan erstellt habe. Um an Startkapital zu gelangen, nahm ich einen Kredit von 10.000 Euro bei einer kleinen Bank auf. Ich hatte zwar keine Rücklagen, fühlte mich aber trotzdem sicher. Mit einem Finanzberater an der Seite und meiner Gastro-Erfahrung – was sollte da schon großartig schief gehen?

Und so habe ich dann schon zwei Monate später mein Café mitten im Berliner Szeneviertel Friedrichshain eröffnet. Nur 70 Euro hätte ich täglich verdienen müssen, um sicher über die Runden zu kommen und nicht in Schulden zu versinken. Das sollte doch zu schaffen sein, denkt man da ... Tja, die Realität sah leider anders aus: In jeder Woche gab es mindestens zwei Tage, an denen ich keinen einzigen Cent verdient habe. Die Leute sind den ganzen Tag an meinem Café vorbeigezogen und ich durfte sie von drinnen beobachten.

Das ging monatelang so. Ich wollte aber nicht akzeptieren, dass ich gescheitert war und habe erst viel zu spät die Notbremse gezogen. Am Ende hatte ich 50.000 Euro Schulden und mir blieb nichts anderes übrig, als Privatinsolvenz zu beantragen, mein Café zu schließen und mir einen neuen Job zu suchen, um die Schulden langsam abzubezahlen. Von dort an musste ich mit 1.000 Euro im Monat auskommen, der Rest war für die Schuldentilgung.

Ich fühlte mich wie die größte Versagerin. Aber das Schlimmste waren die Reaktionen in meinem Umfeld: „Wir haben dir doch gesagt, das wird nichts“, „Wofür hast du denn studiert? Das hast du jetzt davon“, musste ich mir ständig anhören. Ich bin dann immer mehr in eine Depression gerutscht, aus der ich mit eigener Kraft nicht mehr herauskam. Als ich merkte, in was für einem Loch ich steckte, habe ich einen Psychiater aufgesucht. Das half mir sehr. Mir ging es von Mal zu Mal besser und ich habe hart daran gearbeitet, neu anfangen zu können. Mittlerweile bin ich schuldenfrei. Weil ich mich sechs Jahre lang an die Auflagen gehalten habe und einen Teil zurückzahlen konnte, hat mir das Gericht die restlichen Schulden erlassen. Die Angst zu versagen, begleitet mich aber noch heute.

10_AkaDeu_B2_ZM4_L34_6b_c_Insolvenz_2 (2:22 Minuten)

Person 2:

Ich wusste schon immer, dass ich einmal die Baufirma meines Vaters übernehmen würde. Die besteht schon seit 1951 und hat so gut wie den halben Ort, in dem wir leben, gebaut – Schulen, Krankenhäuser, Pflegeheime ... Jeder im Ort kannte die Firma und sie hatte einen sehr guten Ruf – also: rosige Aussichten für eine sichere Zukunft.

Bis plötzlich ein Jahr, bevor ich den Betrieb übernehmen sollte, zwei Kunden pleitegingen und die Firma auf unbezahlten Rechnungen in Höhe von 820.000 Euro sitzen blieb. Das war ein großer Verlust, der mitten in der Wirtschaftskrise kaum auszugleichen war. Wir hatten zwar noch eine Zeit lang Aufträge, aber der Schaden war einfach zu groß. Ich hatte keine andere Wahl, als Insolvenz anzumelden.

Dieser Schritt fiel mir unglaublich schwer. Ich hab mich gefühlt, als würde ich alles zerstören, was meine Familie jahrelang mühsam aufgebaut hatte. Aber mein Vater hat mir dann immer und immer wieder versichert, dass es nicht meine Schuld sei und er die harten Zeiten schon hatte kommen sehen, bevor ich die Firma übernommen habe.

Im Ort wird jetzt natürlich groß geredet. Der Gesichtsverlust ist schon ziemlich hart. An der Supermarktkasse, beim Sport, in der Schule meiner Kinder – überall ist meine Familie das Topthema Nummer eins. Wir stünden ja im Vergleich zu den Mitarbeitern unserer Firma noch gut da, heißt es. Dabei wissen die wenigsten, wie schwer die Insolvenz der Firma auch unser Privatleben getroffen hat.

Wegen der schlechten Lage der Firma stand ich kurz auch vor der Privatinsolvenz. Unsere Mitarbeiter hatten es da mit Insolvenzgeld und Sozialhilfe ja noch vergleichsweise gut – ich stand Monate lang ohne Gehalt da! Außerdem war ich gezwungen, alle meine Grundstücke der Firma zu überlassen. Um meine Kinder ernähren zu können, habe ich mir dann einen Job als Verkäufer gesucht. Mein Herz hängt natürlich noch immer an dem Betrieb, aber ich weiß auch, dass ich jetzt nach vorne schauen muss.

11_AkaDeu_B2_ZM4_L34_6b_c_Insolvenz_3 (3:14 Minuten)

Person 3:

Ich erinnere mich noch sehr genau an den Tag, bevor meine Firma insolvent ging. Das war kurz vor Weihnachten, und ich glaubte tatsächlich noch an die Rettung meiner Firma in letzter Minute durch einen Investor. Was war ich doch naiv!

Monate vorher war mir ein Großkunde abgesprungen, für den ich schon Ware im Wert von über einer halben Million Euro bestellt hatte. Tja, für diese Waren habe ich dann leider keine Abnehmer mehr gefunden, und das Geld habe ich nie wieder gesehen! Natürlich bin ich sofort vor Gericht gezogen, um einen Ersatz für meinen Schaden einzufordern. Schließlich hatte ich mich ja auf die Aufträge meines Kunden verlassen. Sonst hätte ich doch nie so hohe Investitionen getätigt! Aber die Schuldnerfirma drohte mir und redete mir ein, dass ich das Gerichtsverfahren nicht durchstehen würde. Aus Angst hab ich mich dann am Ende auf einen Vergleich eingelassen, der den finanziellen Schaden bei Weitem nicht wieder beheben konnte.

Ich hab dann wirklich alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die Firma doch noch irgendwie zu retten. Kurze Zeit sah es auch wirklich gut aus. Nach wochenlangem Suchen und Verhandeln hab ich einen möglichen Investor getroffen, der mir seine Unterstützung zusagte. Wir haben uns damals zu einem Treffen verabredet, um das Ganze vertraglich festzuhalten. Endlich! Meine letzte Hoffnung, dachte ich mir. Tja, der vermeintliche Investor tauchte nicht auf. Stundenlang hab ich da in meinem Büro auf ihn gewartet und mir eingeredet, er habe sich bloß verspätet, stehe bestimmt im Stau ... Als mein Hemd vor lauter Nervosität komplett durchgeschwitzt war, habe ich es dann endlich eingesehen und bin nach Hause gefahren. Und schon am nächsten Tag habe ich Insolvenz beantragt.

Für mich war das damals ganz furchtbar! Ich fühlte mich einfach erbärmlich und schämte mich. Meiner Familie habe ich nichts von der schlechten Lage meiner Firma erzählt, erst recht nicht von der Insolvenz! Noch Wochen nach der Insolvenzanmeldung habe ich morgens im Anzug das Haus verlassen, als wäre alles in Ordnung. Erst durch einen Zufall hat meine Frau dann von meinem Geheimnis erfahren. Sie konnte absolut nicht nachvollziehen, warum ich mich ihr nicht anvertraut hatte.

Jetzt im Nachhinein weiß ich, dass eine Insolvenz nichts mit persönlichem Versagen zu tun hat. In den allermeisten Fällen sind es unglückliche Umstände, die zur Insolvenz führen. Nur wenige sind selbst schuld daran! Trotzdem wird Insolvenz von den meisten als Schande angesehen und bedeutet fast immer den gesellschaftlichen und beruflichen Tod.

9 Einkaufskultur international

12_AkaDeu_B2_ZM4_L34_9c_Einkaufskultur_international (7:46 Minuten)

Ob Singlehaushalt, Kleinfamilie oder Wohngemeinschaft: In gut organisierten Haushalten ist der wöchentliche Großeinkauf fester Programmpunkt in der Wochenplanung. Man möchte möglichst schnell, möglichst günstig und möglichst einfach an die Produkte kommen, die man in der kommenden Woche verbrauchen wird. Nudeln, Joghurt, frisches Obst und Gemüse, Fleisch, Tiefkühlprodukte, Getränke, aber auch Hygieneartikel und Kleidung. Dabei soll alles möglichst an einem Ort zu kaufen sein, denn wer hat heutzutage schon die Zeit, in mehr als ein Geschäft zu gehen?

Noch vor 70 Jahren sah die Einkaufskultur in Deutschland völlig anders aus. Brauchte man Fleisch, ging man zum Metzger um die Ecke. Obst- und Gemüse gab es beim Gemüsehändler. Und für neue Kleidung fuhr man in eines der größeren Kaufhäuser in der Innenstadt. Der Einkauf dauerte damit deutlich länger als heute, doch dafür gab es andere Vorzüge: Die Händler kannten ihre Kunden damals noch persönlich und begrüßten sie mit Namen. Selbstbedienung war zu dieser Zeit eher die Ausnahme, stattdessen wurden die Waren direkt vom Verkäufer über den Ladentisch gereicht. Die Lebensmittelgeschäfte waren teilweise so klein, dass häufig nicht mehr als ein Kunde und der Verkäufer selbst hineinpassten.

Manche dieser kleineren Lebensmittelläden gibt es auch heute noch. Die meisten findet man entweder auf dem Land, wo das nächste größere Einkaufszentrum weit weg ist, oder mitten in der Innenstadt, wo der Kunde keine weiten Wege zwischen den einzelnen Geschäften zurücklegen muss. Doch die kleinen Läden werden nach und nach von den großen Einzelhandelsketten verdrängt. Wenn man durch die Stadt fährt, kann man sehen, dass zunehmend kleine Ladengeschäfte leer stehen und nicht neu besetzt werden.

Schaut man sich die Zahlen des deutschen Einzelhandels aus den letzten Jahren an, bestätigt sich diese Beobachtung. Der Umsatz des Einzelhandels lag im letzten Jahr bei 543,6 Milliarden Euro und war damit zwar um etwa 115 Milliarden Euro höher als noch im Jahr 2000. Vom Umsatzplus und der damit gestiegenen Kauflust der Kunden profitierten jedoch nur die größeren Läden und Handelsketten. Kleine Einzelhändler kämpfen dagegen bis heute mit einem deutlichen Umsatzrückgang. Der Marktanteil dieser Läden ist seit dem Jahr 2000 um etwa 50 Prozent gesunken. Jedes Jahr müssen tausende dieser Kleinbetriebe schließen.

Auch international zeichnet sich ein ähnliches Bild ab. Das ist vor allem in den asiatischen und arabischen Ländern überraschend, in denen über Jahrhunderte hinweg die Dinge des täglichen Bedarfs auf Märkten und Bazaren gekauft wurden. Anders als in Deutschland sind es die Kunden hier gewohnt, ihre Einkäufe unter freiem Himmel oder in riesigen Markthallen zu erledigen. Zwischen Händlern und Konsumenten gibt es dabei oft ein persönliches Verhältnis und über Preise kann verhandelt werden. Nicht selten trinken Händler und Kunden nach erfolgreichem Geschäftsabschluss einen Tee zusammen. Doch trotz dieser langen Tradition verändert sich auch in diesen Ländern das Konsum- und Einkaufsverhalten zugunsten größerer Handelsketten. In der Türkei zum Beispiel gewinnen Discounter, also Läden, die sich durch günstige Preise auszeichnen, zunehmend an Bedeutung. Die drei führenden türkischen Discounter betrieben in der Türkei 2014 noch 10 145 Filialen. Bis 2017 war die Zahl auf 17 450 gestiegen. Die Steigerung lag damit bei unglaublichen 72 Prozent in nur drei Jahren.

Auch sogenannte Hypermärkte, also Supermärkte mit einer Ladenfläche von über 5 000 Quadratmetern, werden international immer bedeutsamer. Sie locken mit günstigen Angeboten, einem breiten Non-Food-Sortiment, riesigen Parkplätzen und internationalen Produkten. In der Tschechischen Republik zum Beispiel kann man den Trend der Hypermärkte gut verfolgen. Lag die Zahl der Hypermärkte dort Mitte der 90er-Jahre

noch bei 82, waren es zur Jahrtausendwende schon 105 dieser riesigen Supermärkte. In fünf Jahren stieg die Zahl also um 28 Prozent. Heute geben 44 Prozent aller tschechischen Haushalte an, ihre Lebensmittel größtenteils in Hypermärkten zu kaufen.

In Deutschland wie in anderen Ländern bekommt der klassische Einzelhandel seit Anfang der 2000er Jahre zudem Konkurrenz durch den Onlinehandel. Onlineshopping ist meist günstig, aber allem voran einfach und bequem. Das Sortiment der Onlinehändler lässt keine Kundenwünsche offen. Es gibt kaum etwas, was man nicht mit einem Klick online kaufen kann. Selbst Lebensmittel werden mehr und mehr über das Internet bestellt. So stieg der Umsatz der Onlinehändler in den vergangenen 20 Jahren um 120,3 Prozent. Während der Corona-Krise konnte sich dieser Trend weiter verfestigen. Aus Angst vor Ansteckung mieden viele Kunden die Geschäfte und erledigten ihre Einkäufe lieber online. Während der Krise konnten Online-Warenhäuser ihren Umsatz zwischenzeitlich um ein Drittel steigern. Doch auch kleinere Geschäfte waren plötzlich wieder gefragter als zuvor – denn anders als in den großen Supermärkten trifft man in kleineren Läden nur auf wenige Menschen und die Gefahr, sich anzustecken, ist geringer. Doch wird sich dieser Trend langfristig halten können? Wie geht es weiter mit den kleinen Einzelhändlern? Und wie wird sich das Einkaufsverhalten in Deutschland und anderen Ländern generell weiterentwickeln? Diskutieren Sie mit uns im Forum. Wir sind gespannt auf Ihre Beiträge!

6 Autos für die Ewigkeit

13_AkaDeu_B2_ZM4_L35_6a_Autos_fuer_die_Ewigkeit (8:38 Minuten)

Meine Damen und Herren, ich begrüße Sie zur heutigen Vorlesung des Fachbereichs Automobilwirtschaft. Sie alle streben einen Beruf in der Automobilbranche an, also ist es doch sinnvoll, einmal einen kurzen Blick in die Geschichte des Automobils zu werfen. Und so geht es in der heutigen Sitzung auch nicht in erster Linie um technische Details, sondern eher um die Frage: Wie sollten Autos gebaut werden? Und vielleicht können wir dazu etwas aus der Vergangenheit lernen.

Nachdem Carl Benz im Jahr 1886 mit dem „Patent-Motorwagen Nummer 1“ das erste Auto gebaut hatte, waren Kraftwagen im Straßenverkehr zunächst selten zu sehen, und wenn doch, waren sie eine echte Attraktion. Die Autos wurden einzeln von Hand gefertigt und entsprechend konnten sich nur sehr wohlhabende Leute ein solches Gefährt leisten.

Das änderte sich, als Henry Ford, ebenfalls ein Pionier der Automobilgeschichte, beschloss, sein Ford Modell T künftig kostengünstiger und effizienter, nämlich am Fließband produzieren zu lassen. Dieses Auto, meist liebevoll „Tin Lizzy“, also „Blechliesel“, genannt, war somit das erste in industrieller Massenproduktion hergestellte Auto. Die Arbeitsteilung in der Fabrik sorgte dafür, dass sich die Zeit, dieses Auto zu produzieren, von über zwölf Stunden auf etwa zweieinhalb Stunden reduzieren ließ.

So konnte der Preis für das Auto mehrmals gesenkt werden, womit für einen gesicherten Absatz gesorgt war. Die Arbeiter in der Fabrik bekamen kräftige Lohnerhöhungen und fuhren alsbald selbst am Wochenende mit dem Auto durch die Gegend, das sie wochentags zusammenbauten.

Die Tin Lizzy war ein Auto, wie man es sich heute kaum mehr vorstellen kann: Es war zuverlässig und solide, dazu billig in der Anschaffung und im Unterhalt, sowie extrem wartungsarm. Das war ein großer Vorteil gegenüber der Konkurrenz, deren Wagen zwar durchaus luxuriös ausgestattet waren, aber eben leicht auch mal kaputtgehen konnten. Nicht so die Tin Lizzy. Und selbst wenn: Die Versorgung mit Ersatzteilen war problemlos, die Reparatur konnte jeder Schmied durchführen.

Und so entwickelte sich dieses einfache Fahrzeug zu einem wahren Alltagsobjekt. Bis zum Jahr 1927 wurden mehr als 15 Millionen Ford Modell T verkauft. Das einfache Fahrzeug, das ohne Luxus und Design auskam, mit dem man aber auch mal einen Fluss durchqueren oder einen Pflug ziehen konnte, war bis 1972 das meistverkaufte Auto der Welt.

Doch die Haltbarkeit und der Verzicht auf schmückende Designelemente führten dazu, dass sich alle Leute eine Tin Lizzy zulegte. Und dieses Auto ging nicht kaputt. Was für die Automobilbesitzer natürlich ein Traum ist, entwickelte sich schnell zum Problem für die Industrie, denn: Wenn alle Leute mein Produkt haben, verkaufe ich nichts mehr.

Doch die Industrie ersann einen Ausweg: Alfred P. Sloan, der Direktor von General Motors und damit ein Konkurrent von Ford, ging den genau entgegengesetzten Weg zu Ford: Nicht Haltbarkeit und Zeitlosigkeit waren seine Maximen, er veränderte vielmehr ständig das Design und die Ausstattungsmerkmale seiner Fahrzeuge. Autos von GM wurden zu Statussymbolen, zu Luxusartikeln, und wenn der Nachbar das neueste Modell mit der gehobenen Ausstattung hatte, kam einem das eigene Fahrzeug bald altmodisch und langweilig vor.

Dem Beispiel von GM folgen bis heute die meisten Automobilhersteller. Beinahe im Jahrestakt werden neue Modellreihen vorgestellt, immer mehr elektronische Assistenzsysteme sollen das Fahren komfortabler und sicherer machen, und selbst wenn es keine neuen Ausstattungsmerkmale gibt, so sorgt doch oft ein Facelift, also eine kleine, aber deutlich sichtbare Veränderung an der Karosserie, dafür, dass das Automodell von der Baureihe aus dem Vorjahr deutlich zu unterscheiden ist.

Nur wenige Autos haben sich gegen diesen Trend der Obsoleszenz gestellt. Der deutsche Konzern Volkswagen hat mit dem VW Typ 1, besser bekannt unter dem Namen VW Käfer, einen weiteren Klassiker an Zuverlässigkeit und Sparsamkeit geschaffen. Mit 21,5 Millionen verkauften Fahrzeugen ließ der Käfer die Tin Lizzy als meistverkauftes Automobil der Welt weit hinter sich. Auch der VW Käfer war ein einfaches, günstiges Auto. Selbst die einfachen Arbeiter konnten sich einen Volkswagen leisten, und in den 50er- und 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts prägten die runden kleinen Autos weltweit das Straßenbild.

„Er läuft und läuft und läuft und läuft und läuft ...“, versprach die Werbung, und gerade diese Langlebigkeit, gemeinsam mit dem Design, das viele Betrachter noch heute zum Lächeln bringt, machten den VW Käfer so beliebt.

Noch heute sieht man zahlreiche VW Käfer über die Straßen rollen. Selbst vom alten Ford Modell T, der Tin Lizzy, haben einige tausend Exemplare die Zeiten überdauert und tun nun seit hundert Jahren ihren Dienst. Und nun werfen Sie einmal einen Blick auf unsere Straßen: Wie viele von den heutzutage gebauten Autos werden wohl in hundert Jahren noch problemlos funktionieren?

36 Ein großer Schritt für die Menschheit

3 Von der Flüstertüte zum Smartphone II

14_AkaDeu_B2_ZM4_L36_3_Fluestertuete_II (3:03 Minuten)

In den nächsten etwa 100 Jahren verbreiteten sich Telefone über die ganze Welt. Telefone und auch das Telefonieren an sich wurden günstiger und auch für eine breitere Masse zugänglich. Und die Apparate wurden nach und nach optimiert. Telefone bekamen jetzt zum Beispiel den Telefonhörer, den man in einer Hand halten konnte, um gleichzeitig hören und sprechen zu können – für uns heute eine Selbstverständlichkeit! Die Telefone wurden auch leichter und etwas kleiner. Außerdem wurden Leitungen verlegt, damit die Verbindungen nicht mehr mühsam von Hand gesteckt werden mussten. Aber Telefone blieben Standgeräte und von unterwegs zu telefonieren, funktionierte nur über Telefonzellen.

Letzteres veränderte sich dann in den 90er-Jahren des letzten Jahrhunderts. Immer mehr Menschen besaßen Mobiltelefone, sogenannte Handys, mit denen man von unterwegs telefonieren und Nachrichten verschicken konnte. Diejenigen von Ihnen, die das selbst nicht miterlebt haben, müssen sich bitte mal vorstellen, was das für ein Riesenschritt war. Man konnte von überall aus telefonieren und man war überall erreichbar. „Wo bist du?“, „Wann bist du zu Hause?“, „Kannst du noch Brot mitbringen?“ Diese Fragen hatte es noch nie zuvor am Telefon gegeben!

Und dann kamen die 2010er-Jahre und jeder hatte auf einmal ein Smartphone. Erinnern Sie sich? So lange ist das alles noch gar nicht her, oder? Wenn man sich vorstellt, wie lange die Entwicklung eines marktreifen Telefons gedauert hat und was sich in den letzten zehn Jahren getan hat – unfassbar!

Heutzutage hat wirklich fast jeder so ein Ding. 2,5 Milliarden Menschen und ungläubliche 57 Millionen Deutsche haben ein Smartphone. Das geht durch alle Altersklassen und Bevölkerungsschichten. Allerdings sind es nur 32 Prozent aller Deutschen, die noch täglich mit dem Smartphone telefonieren, wie eine Studie 2017 festgestellt hat. Das Lesen von Nachrichten, die Nutzung sozialer Netzwerke und vor allem der Einsatz von Instant-Messaging-Diensten haben für die Smartphone-Nutzer eine weitaus größere Bedeutung. Das Smartphone ist überall mit dabei und wir vermissen es schmerzlich, sobald wir es verlegt haben. Manchmal erinnert es mich an einen Körperteil, ein externes Gehirn, in dem alle Informationen gespeichert und abrufbar sind. Oder kennen Sie noch eine Telefonnummer auswendig? Ich weiß noch nicht mal meine eigene.

So, damit bin ich auch schon am Ende meines Vortrags angelangt. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit. Sie dürfen dann jetzt auch gern wieder ganz offiziell Ihr Smartphone zur Hand nehmen, um das neue Fahrrad zu ersteigern oder ihren Sommerurlaub zu buchen. Gibt es vorher vielleicht noch Fragen?

6 Fettnäpfchen

15_AkaDeu_B2_ZM4_L36_6d_e_Fettnaepfchen (6:45 Minuten)

Moderatorin: Herr Steinberger, Sie sind Trainer für interkulturelle Kommunikation und geben Kurse, damit sich Menschen verschiedener Kulturen besser verstehen und dem Gegenüber nicht versehentlich durch einen Tabubruch auf die Füße treten. Was genau ist denn ein Tabu?

Steinberger: Tabus sind ungeschriebene Gesetze, die innerhalb eines Kulturkreises verinnerlicht sind und festhalten, was zu unterlassen ist. Diese Regeln beziehen sich auf Handlungen, aber auch auf Kommunikation. Sie sind Teil des sozialen Kodex, ohne aber konkret als juristische Regeln nachlesbar zu sein. Etwas kann also offiziell erlaubt sein, inoffiziell darf es aber trotzdem nicht getan oder gesagt werden. Das heißt: Als Teil einer Kultur oder Subkultur muss ich wissen, dass sich bestimmte Sachen von selbst verbieten, auch wenn das von niemandem offen kommuniziert wird.

Moderatorin: Und wie entsteht ein Tabu innerhalb eines Kulturkreises?

Steinberger: Dazu müssen wir erst einmal verstehen, woraus sich das Konstrukt „Kultur“ eigentlich zusammensetzt. Kultur besteht nämlich zum Großteil aus Schemata, die innerhalb einer Gruppe geteilt werden – wie etwa Konventionen oder Denkansätze. Diese Schemata entstehen aber erst durch regelmäßiges Vorkommen. Je öfter einem eine bestimmte Handlung oder Sprache in dem immer selben Kontext begegnet, desto stärker wird sie verinnerlicht, bis sie irgendwann den Status einer Konvention oder eines Tabus erreicht. Wachse ich also seit meiner Kindheit damit auf, dass ich bei der Überreichung eines Geschenks „danke“ höre und für das Schmatzen beim Essen einen bösen Blick kassiere, so setzt sich dieses Verhaltensmuster kognitiv so sehr fest, dass es für mich zu einer nicht mehr hinterfragbaren Regel wird. So werden bestimmte Konventionen – und eben auch Tabus – ganz unbewusst verinnerlicht.

Moderatorin: Wie kommt es, dass man in der interkulturellen Kommunikation so häufig ins Fettnäpfchen tritt, und was für eine Rolle spielen Tabus dabei?

Steinberger: Die Probleme in interkulturellen Kontaktsituationen entstehen, weil der Außenstehende die Tabugrenzen der für ihn fremden Kultur erst einmal kennenlernen muss. Da die Gesetzmäßigkeiten einer Kultur nirgendwo festgehalten sind und dem Außenstehenden oft zum ersten Mal begegnen, erscheinen ihm die Tabus der anderen Kultur nicht nachvollziehbar. Sie fallen auf, während sich die eigenen Tabus so weit verselbstständigt haben, dass wir gar nicht mehr über sie nachdenken. Handlungs- oder Sprachtabus werden also in der Regel ganz unbewusst verletzt, und diese Verletzungen resultieren aus reiner Unkenntnis.

Moderatorin: Haben Sie ein paar Beispiele von solchen Tabus aus anderen Kulturen für uns?

- Steinberger: Was bei uns beispielsweise ein absolutes Tabu ist, aber in China zum Teil Konvention, ist das Spucken. Während wir uns davor ekeln, empfinden einige Chinesen das Spucken vielmehr als reinigend und sie verzichten auch auf offener Straße nicht darauf. Was außerdem in vielen asiatischen Ländern als Tabu gilt, ist die offene Konfrontation. Kritik wird nur sehr subtil geäußert, um niemanden bloßzustellen. Denn es geht immer darum, das Gesicht zu wahren. Sowohl das eigene als auch das des anderen. Das sind Denkansätze, die uns fremd erscheinen, weil sie uns in unserem Kulturkreis nicht begegnen. Wichtig ist aber, dennoch zu wissen, dass sich das Konzept „Kultur“ und die damit einhergehenden Konventionen und Tabus nie pauschal anwenden lassen. Eine Kultur lässt sich nämlich immer auch in verschiedene Subkulturen unterteilen. Da spielen soziale Schichten und andere gesellschaftliche Faktoren eine wichtige Rolle.
- Moderatorin: Was passiert, wenn ich unbewusst einen Tabubruch begehe?
- Steinberger: Wenn ich einen Tabubruch begehe, wenn auch unbewusst, dann riskiere ich immer, mein Gegenüber zu verletzen. Nicht selten wird ein Überschreiten der Tabugrenze auch als Angriff auf die Identität wahrgenommen. Das endet dann meist in einem unangenehmen, betretenen Schweigen, da mein Gegenüber nicht weiß, wie es reagieren soll. Der Tabubrecher wird als taktlos wahrgenommen und es werden falsche Rückschlüsse auf seine Persönlichkeit gezogen, teilweise auch verallgemeinernd auf seine Kultur. Das ist natürlich gefährlich.
- Moderatorin: Wie kann ich so eine peinliche Situation verhindern und sichergehen, dass ich keine Grenzen überschreite?
- Steinberger: Aufklärung ist das A und O. Man sollte sich mit der Kultur des anderen auseinandersetzen und ihr offen gegenüber treten. Das ist eigentlich viel mehr eine Frage der Kompetenz als der Sensibilität. Denn in der eigenen Kultur wissen wir intuitiv, welche ungeschriebenen Gesetze wir zu befolgen haben. In der interkulturellen Kommunikation ist das sehr viel schwieriger, weil wir keine Anhaltspunkte dafür haben, zu entscheiden, was ein Tabu ist und was nicht. Deshalb ist es wichtig, sich darüber zu informieren, wo die „kommunikativen Fallen“ in der Begegnung mit dem anderen Kulturkreis liegen könnten, welche Handlungen und Themen also sensibel sind und wo mein Gegenüber möglicherweise verletzbar ist. So kann ich achtsam in die Kommunikationssituation gehen und Auseinandersetzungen vermeiden.

2 Impfen

16_AkaDeu_B2_ZM4_GUE_2a_Impfen_Teil_1 (1:12 Minuten)

Teil 1:

Herzlich Willkommen zu unserer heutigen Informationsveranstaltung zum Thema Impfen. Wir haben diesen Abend mit Ihnen geplant, weil wir in unserem Arbeitsalltag immer wieder feststellen, dass dieses Thema zu vielen Fragen und teilweise zu großer Verunsicherung unter Eltern führt. Darum wollen wir Sie heute aufklären und alle wichtigen Infos rund ums Thema liefern. Außerdem gibt es später die Möglichkeit, Fragen an unseren Gast zu richten: Frau Dr. Schmidt, leitende Ärztin der Uniklinik Aldenhoven.

Zuerst aber möchte ich gern in das Thema Impfen einführen. Dazu erkläre ich zu Beginn ganz kurz, was Impfen überhaupt bedeutet und wie es funktioniert. Danach gebe ich Ihnen einen kurzen Überblick über die Geschichte des Impfens. Im dritten Schritt werde ich dann über die Grenzen des Impfens sprechen und am Ende noch ein paar Erfolge der modernen Impfforschung vorstellen.

17_AkaDeu_B2_ZM4_GUE_2b_Impfen_Teil_2 (7:41 Minuten)

Teil 2:

Fangen wir damit an, uns anzuschauen, was in einem gesunden Körper passiert, sobald er mit einer Krankheit in Berührung kommt. Wenn Bakterien, Viren oder andere Krankheitserreger in den menschlichen Körper eindringen, bildet dieser spezifische Stoffe, die den Erreger bekämpfen. Diese Stoffe werden Antikörper genannt. Den gesamten Prozess nennt man Immunantwort.

Probleme gibt es dann, wenn der Körper nur eine geringe Anzahl an Antikörpern produziert, oder wenn die Immunantwort nicht stark genug ausfällt. Das geschieht z. B. wenn das Immunsystem geschwächt ist, also beispielsweise bei alten oder kranken Menschen. Manchmal ist der Körper aber auch überfordert durch die Menge oder Neuartigkeit eines Krankheitserregers, sodass nicht schnell genug Antikörper gebildet werden können. Bei einer schwachen Immunantwort kann sich die Krankheit dann schnell im Körper ausbreiten.

Für einige Infektionskrankheiten gibt es Impfstoffe, die dem Körper helfen, den Verlauf einer Krankheit abzuschwächen oder die Krankheit erst gar nicht ausbrechen zu lassen. Diese Impfstoffe werden meist vorbeugend, also zur Prävention, gegeben. Die meisten Impfstoffe enthalten Krankheitserreger, die stark abgeschwächt sind. Durch die Impfung mit diesen abgeschwächten Erregern bildet das Immunsystem Antikörper, aber im Gegensatz zu der Krankheit löst die Impfung keine oder nur leichte Krankheitssymptome aus. Nach der Impfung ist der Mensch dann eine gewisse Zeit immun gegen die Krankheit, im besten Fall sogar ein Leben lang.

Kommen wir nun zur Geschichte der Impfungen. Als die erste moderne Impfung wird die Impfung gegen Pocken bezeichnet. Die Pocken waren eine hochansteckende Infektionskrankheit mit einer hohen Sterblichkeitsrate. Der britische Arzt Edward Jenner beobachtete, dass Patienten, die sich in ihrem Leben mit den Kuhpocken, einer vergleichsweise ungefährlichen Infektion, die von Kühen übertragen werden, infiziert hatten, nicht an den Pocken erkrankten. Sie waren also immun gegen die Krankheit. Jenner nutzte dieses Erkenntnis und verabreichte 1796 dem ersten Patienten den Krankheitserreger der Kuhpocken. Wie sich in späteren Tests herausstellte, war der mit Kuhpocken geimpfte Patient immun gegen die gefährlichen Pocken.

Der Pockenimpfung folgte die Entwicklung mehrerer erfolgreicher Impfstoffe, die bis in die heutige Zeit hinein von großer Bedeutung sind. Beispielhaft zu nennen sind hier die Impfungen gegen Kinderlähmung, die Tetanusimpfung oder auch die Masernimpfung. Durch all diese Impfungen wurde die Ansteckung mit teilweise lebensgefährlichen Krankheiten reduziert und einige Krankheiten sind sogar verschwunden.

Leider hat der Krankheitsschutz durch Impfungen aber auch Grenzen. Ich möchte hier ein paar Beispiele nennen.

Zum einen bedeutet die Entwicklung eines wirksamen Impfstoffes leider nicht, dass die Krankheit schnell verschwindet. Von der Entwicklung der Pockenimpfung bis zum endgültigen Verschwinden der Krankheit vergingen zum Beispiel fast 180 Jahre. Immer wieder gab es kleine oder größere Ausbrüche der Krankheit mit zahlreichen Todesopfern. In Deutschland wurde die letzte Pockeninfektion 1972 registriert und weltweit zuletzt 1977 in Somalia.

Daneben gibt es auch einige Infektionskrankheiten, gegen die es nach wie vor keinen Impfstoff gibt. Hier stößt die Medizin an ihre Grenzen. Ein bekanntes Beispiel hierfür ist das HI-Virus, das die Krankheit AIDS auslöst.

Aber auch gegen Malaria ist bislang kein wirksamer Impfstoff gefunden worden. Wie wichtig eine Impfung wäre, möchte ich mit einigen Zahlen verdeutlichen: Schätzungsweise 200 Millionen Menschen infizieren sich jährlich mit Malaria. Ein Großteil der ca. 500 000 Todesopfer pro Jahr sind Kinder unter fünf Jahren.

Ein weiteres Problem bei Impfungen sind Mutationen. Bei der Grippe, die durch das Influenzavirus verursacht wird, gibt es zwar eine Impfung, aber das Virus verändert sich ständig, sodass es verschiedene Varianten davon gibt. Das geht beim Grippevirus so schnell, dass die Impfung jedes Jahr neu entwickelt werden muss und nie zu 100 Prozent vor einer Infektion schützt.

Außerdem möchte ich an dieser Stelle auch kurz auf mögliche Komplikationen beim Impfen eingehen. Normale Reaktionen des Immunsystems auf manche Impfstoffe sind leichtes Fieber oder leichte Schmerzen.

Manchmal kann es aber auch zu einer Art Nebenwirkung des Impfstoffes kommen, durch die die Impfung selbst gefährlich werden kann. Aus diesem Grund werden moderne Impfstoffe vor der Zulassung sehr genau getestet.

Gesamtübungen

Kommen wir nun zum letzten Thema. Die Impfstoffforschung hat in den letzten Jahren starke Fortschritte gemacht, z. B. bei der Erforschung von Impfstoffen zur Krebsvorbeugung, also zur Vermeidung von bestimmten Krebsarten. Außerdem wird an therapeutischen Impfstoffen gearbeitet, die zur Heilung von bestimmten Krebsarten beitragen. Das ist eine ganz neue Art von Impfung. Im Gegensatz zu den Schutzimpfungen kann man damit nämlich eine Krankheit bekämpfen, an der ein Mensch bereits erkrankt ist.

Ich denke, durch die Epidemien und Pandemien der letzten Jahrzehnte – SARS im Jahr 2002, das Zika-Virus im Jahr 2015 und Covid-19 im Jahr 2019 – ist klar geworden, wie wichtig es ist, dass in der Impfstoffentwicklung weiter geforscht wird. Es wird auch in Zukunft immer wieder Krankheiten geben, die plötzlich auftreten und sich dann rasend schnell weltweit ausbreiten.

So, das war meine kleine Einführung für Sie ins Thema Impfen. Ich würde damit das Wort an Frau Dr. Schmidt übergeben.